

Das Atelier Hermann Gattikers in Rüschlikon bei Zürich

Autor(en): **Jegher, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **63/64 (1914)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-31572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kehr feierten. Technik und Verkehr als erstrebenswerte Dinge an für und sich zu betrachten, ist natürlich immer eine Verknüpfung. Sie sind in der Tat keine Lebensgüter, und der Satz, dass sie das nicht sind, ist so einfach und selbstverständlich, dass es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen. Aber sie sind ein Mittel, um unser Leben zu bereichern, unsere Lebensgüter zu steigern. Sie sind ein Mittel, die Fesseln zu lockern, die Beschränkungen zu erleichtern, die die Natur uns Menschen angelegt hat. Nicht der Umstand, 24 Stunden im Eisenbahnwagen zu sitzen, sondern dass wir in 24 Stunden von Köln nach Florenz gelangen können, ist ein Vorteil. Die Bewegungsfreiheit aber steigert auch das geistige Leben, Verkehr und Austausch machen uns freier, grösser, entheben uns immer mehr dem Irdischen; Handel und Industrie vermehren die äusseren Möglichkeiten des Lebens und schaffen uns dadurch Zeit zu ideellen Leistungen. So trägt die Technik zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar dazu bei, uns auch innerlich vorwärts zu bringen. Und so ist sie immerhin ein Teilgebiet unseres Gegenwartsschaffens, auf das wir stolz sein können.

Die Technik ist das Arbeitsgebiet auch des Deutschen Werkbundes, aber von einem speziellen Gesichtspunkte aus, nämlich dem der Veredlung der Form und Steigerung der Qualität. Die Tätigkeit richtet sich im Grunde ihres Wesens auf durchaus ideelle Ziele, wie der Deutsche Werkbund selbst ein Erzeugnis des deutschen Idealismus genannt werden muss. Es liegt daher in seiner Natur, fortgesetzt das Beste und Höchste zu erstreben, niemals auf Lorbeeren auszuruhen, stets mit sich selbst unzufrieden zu sein und stets Auszug nach neuen Quellen der Bereicherung seines Wirkens zu halten. Im Leben der Generationen liegen diese neuen Quellen in der Jugend. Die Generation, die das Arbeitsgebiet des Deutschen Werkbundes begründet hat, muss selbstverständlich die Weiterentwicklung in die Hand der jüngeren Generation legen. Diese wird das angesammelte Vermögen verwalten und die Rentabilität zu steigern versuchen müssen, jedoch sicherlich auch die geistigen Güter neu ordnen, vermehren und verjüngen. In ihre Hand ist also das Schicksal der Werkbundarbeit gegeben. Mögen neue Kräfte neue Resultate erzielen und jene Frische lebendig erhalten, ohne die ein kräftiges Aufwärtstreben nicht denkbar ist. Denn wenn auch die Breitenwirkung der Werkbundarbeit an der gegenwärtigen Ausstellung freudig festgestellt werden konnte, so würde diese Arbeit mit der Zeit sicherlich der Verflachung anheimgegeben sein, wenn die Höhenentwicklung mit ihr nicht Schritt hielte.

„Doch ist es jedem eingeboren,

Dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.“

Dieses Hinauf- und Vorwärtsdringen — es möge dem Deutschen Werkbunde wie bisher, so auch in Zukunft als Leitmotiv vorschweben.“

Soweit *Muthesius*. An seine Rede schloss sich die aussergewöhnlich interessante und vielseitige Diskussion, in der sich zwei Gruppen bildeten: die eine um den Vortragenden und seine Gedanken von der Typisierung, die andere um *Van de Velde*, der für den schaffenden Bau- und Gewerbekünstler volle Freiheit verlangt und in jedem Versuch einer Typisierung eine Gefahr erblickt. Wir können nur empfehlen, die anregenden Äusserungen der Diskussionsredner im Wortlaut in dem Buche nachzulesen, das unter Literatur in dieser Nummer angekündigt ist. Hier seien nur noch die Schlussworte der Rede Dr. *Friedr. Naumanns* über „Werkbund und Weltwirtschaft“ hergesetzt. Sie zeigen, in wie engem Zusammenhang Selbstbewusstsein und Selbstbescheidung vier Wochen vor Kriegsausbruch zum Ausdruck kamen und berechtigten uns, auch in den überaus trüben Zeiten die wir heute durchleben, zu der Hoffnung, es werde nach dem Sturm solches Empfinden allmählich beidseitig wieder neu belebt werden.

Naumann schloss seine Rede wie folgt:

„Wir Deutsche haben von andern Völkern künstlerisch und seelisch so unendlich viel genommen und be-

kommen. Unsere ganze alte Erziehung ist ja von den Andern. Griechenland, Italien, Frankreich, England, sie mussten alle erst da sein, damit wir überhaupt etwas werden konnten. Auch der Dom in Cöln ist nicht geworden, ohne dass vorher die hohen Bauten in Frankreich angefangen waren. Was wir haben, und selbst was wir als sehr deutsch bezeichnen, ist Fremdes, hineingesetzt in das Deutschtum. Was andere uns taten, das sollen nun wir den Andern tun. Gebt weiter! Tragt Euren geschichtlichen Dank ab, auch wieder an Völker und Kinder und Kindeskinde, so wie die Deutschen eine Philosophie geschaffen haben, die sozusagen heute von Allen gebraucht wird, eine Musik, so haben die Deutschen noch Vieles vor, was sie weitergeben wollen und wenn dazu der Werkbund hilft und die Cölner Tagung dazu beiträgt, dann sollen sie uns gesegnet sein.“

Das Atelier Hermann Gattikers in Rüschlikon bei Zürich.

(Mit Tafeln 43 bis 46.)

Im Jahre 1900, also noch *vor* der ersten Darmstädter Ausstellung, da Olbrichs Bauten auf der Mathildenhöhe¹⁾ die Architekturwelt in Staunen setzten, hatte sich der namentlich auch durch seine Radierungen bekannte Kunstmaler Hermann Gattiker das Heim erbaut, das unsere Bilder zeigen. Kopfschüttelnd betrachteten die Eingeborenen und wohl auch mancher Architekt das fremdartige Gebilde, das wie aus fernem Süden hierher an den Zürichsee versetzt erschien, und besonders die Anhänger des landläufigen Heimatschutzbegriffes gaben dem benachbarten Berner-Chalet selbstverständlich den Vorzug. Umgekehrt wusste der Künstler, der sich hier zu stiller Arbeit niedergelassen, und der sogar vorübergehend selbst in dem Chalet gewohnt hatte, mit diesem nichts anzufangen, weder in praktischer, noch in künstlerischer Hinsicht. Er brauchte, was der Grundriss seines Hauses zeigt: ein grosses Atelier und in Verbindung damit eine kleine Aetzammer für die Behandlung seiner Kupferplatten. Dazu gehörte ein behaglicher Wohnraum und vor diesem ein gedeckter, aber sonst offener Uebergang zum Garten. Die übrigen Räume, Schlafzimmer, Küche, Heizung usw. fanden Platz teils über, teils unter dem Wohnungsanbau, während das Dach des Ateliers als sonnige Aussichtsterrasse dient. Der Architektur, bei der ihm Arch. *Heinr. Müller* in Thalwil behülflich war, legte Gattiker, der in dem von ihm immer wieder aufgesuchten Süden seine tiefsten und entscheidenden Eindrücke empfing, eben jene südlichen Typen zu Grunde, die in ihrer Mannigfaltigkeit eines Malers Auge immer wieder reizen. Manches an dem Haus klingt italienisch, nicht alles, denn es ist eben keine Kopie, wie Viele glauben. Was wesentlich daran ist, das sind seine stark ausgeprägten Horizontalen, die mit den Vertikalen zusammen jedem Bilde Richtung und Ruhe verleihen. Vorab passen sie besser in das ruhige Landschaftsbild, als die weitvorspringenden, schwachgeneigten Dächer, die im Hochgebirge mit steil aufstrebenden Bergen so fein kontrastieren. In der Farbe ist das Haus ganz einfach weiss verputzt und mit schwarzbraunem Holzwerk versehen. Als bunter Schmuck ist um das Atelier ein fröhlicher, farbiger Scherben-Fries gezogen.

Doch weniger auf das Haus, als auf seinen Garten möchten wir die Aufmerksamkeit lenken. Wie der Plan zeigt, handelt es sich um einen kleinen ausgesprochenen Architektur-Garten mit wenigen, horizontalen, rechtwinklig sich treffenden geraden Wegen. Aber wie dieser Garten durch lauter einheimische, winterharte Gewächse bepflanzt ist, wie durch geschickte Auswahl und Stellung der Bäume und Sträucher in Verbindung mit einer Wasserfläche und mit den einfachen Architekturteilen einer Pergola Haus und Garten zu einer künstlerischen Einheit verbunden sind, das ist geradezu meisterhaft. Das, was Gattiker wollte, durch

¹⁾ Eingehende Darstellung in Bd. XXXVIII, S. 77, 87 und 99.

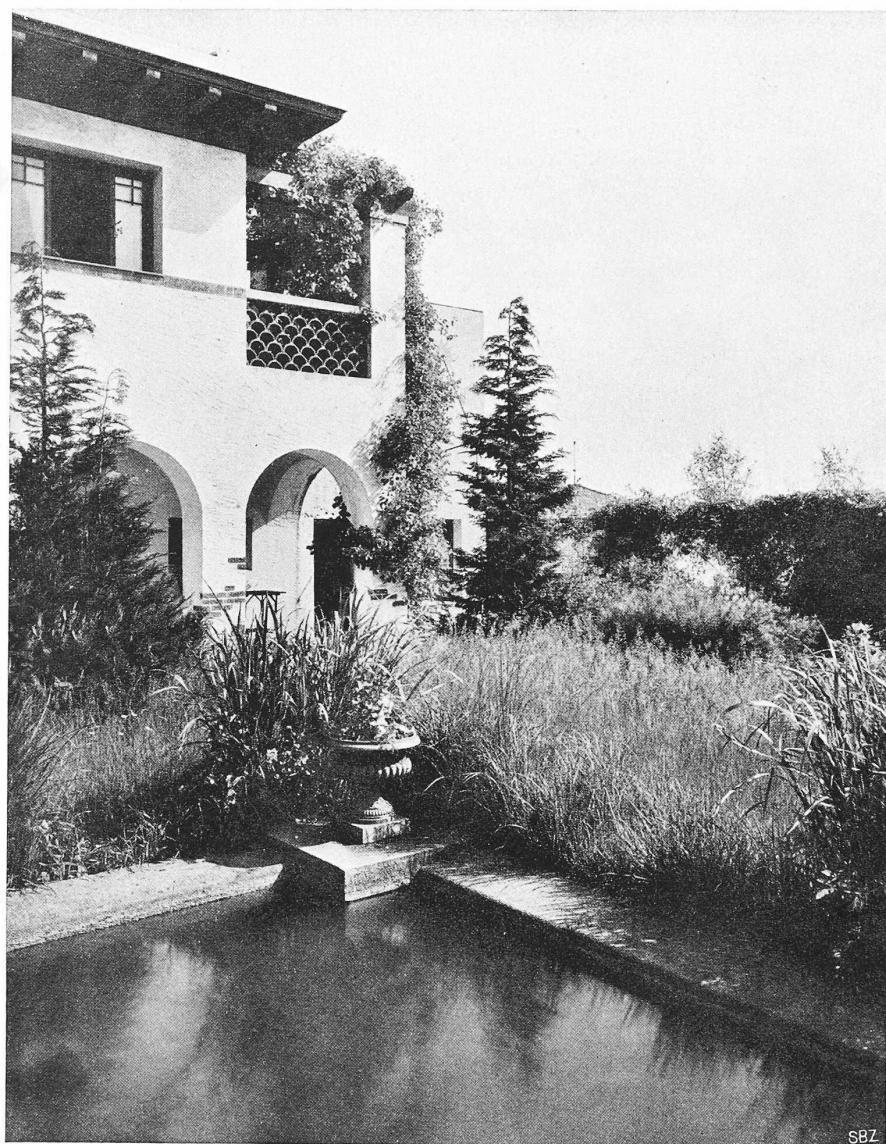


DAS ATELIER HERMANN GATTIKERS IN RÜSCHLIKON



GESAMTBILD VON
NORDOST, SOMMER

EINGANG AN DER
BERGSEITE, HERBST

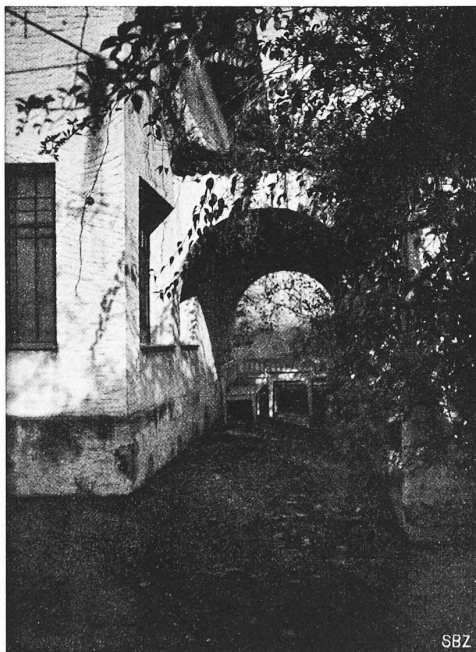


DAS ATELIERHAUS HERMANN GATTIKERS
IN RÜSCHLIKON AM ZÜRICHSEE
SOMMERBILD AUS DEM DICKICHT

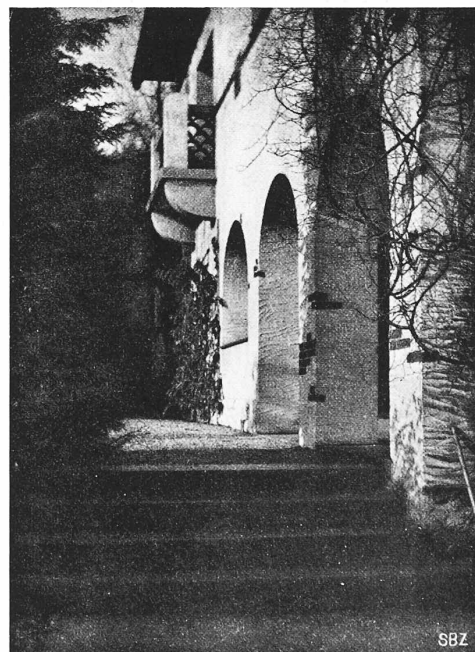


BLICK VOM SÜDLICHEN SITZPLATZ GEGEN DAS HAUS

OSTFRONT



SÜDFRONT





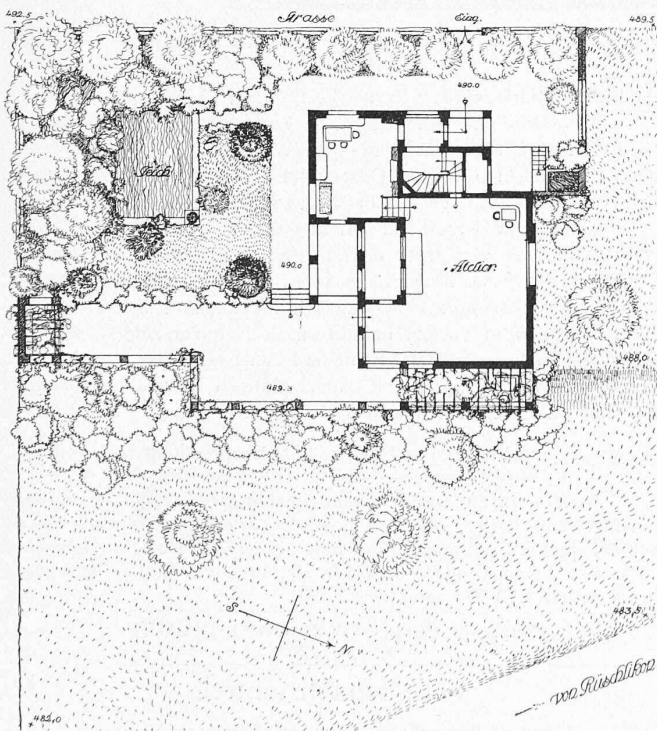
ATELIER VON HERMANN GATTIKER IN RÜSCHLIKON
DER GARTEN

OBEN: GEGEN DEN SÜDLICHEN SITZPLATZ
UNTEN: ZWEI BLICKE IN DAS DICKICHT IM
SOMMER (LINKS) UND IM HERBST (RECHTS)



ein intimes Gärtlein seine Wohn- und Arbeitsstätte erweitern und gleichzeitig für jede Jahreszeit möglichste Mannigfaltigkeit von Natur-Eindrücken schaffen, das hat er in höchstem Mass erreicht. Gegen die Bergseite, die obere Strasse, bildet eine Reihe von sechs Balsam-Pappeln mit ihrer stets zarten Belaubung einen Schleier, der wohl den Einblick von oberhalb, nicht aber die Besonnung des Hauses verwehrt. Die Bergseite der Wasserfläche umschliesst über einer Trockenmauer ein undurchdringliches Gehölz von Ahorn, Birken, Pappeln und Weiden verschiedener Art, im Unterholz blühende Sträucher, Cotoneaster u. dergl., deren individuelle Entwicklung keines Gärtners Scheere stört. Den Vordergrund des Teiches bildet ein Rasen mit schilfartigen Gräsern und Blumen, der talwärts wieder durch eine mit Cotoneaster überwucherte Trockenmauer begrenzt wird. An den vordern Ecken dieses Rasens stehen ernste Koniferen, die, in unmittelbarer Nähe des Hauses, in Form und Farbe einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu dem ungezügelter Wachstum des Hintergrundes. Gegen den See und die herrliche Fernsicht schliesst eine von kräftigen Mauerpfeilern gestützte Rankenwand von Glycinien, Rosen und wildem Wein den Gartenraum ab. Durch einzelne Lücken in diesem Geranke geniesst man wie aus Fenstern die Alpen-Aussicht stückweise, daher entsprechend bedeutend gesteigert. Zu Füssen der Rankenwand finden wir wieder ein blumiges, aber dorniges Gestrüpp von Ginster, Weiden, Schlehen, das dann in die Wiese ausläuft, die ihrerseits ohne Umzäunung durch die von Rüslikon nach dem altbekannten Belvoir-Nidelbad ansteigende Strasse begrenzt wird.

Das ist Gattikers Heim. Er hat es als frei schaffender Künstler, dessen Auge die Natur vor Allem anzieht, so gebildet, wie es ihm gefällt. Er hat es aber taktvoll so umgrünt, dass man es heute aus der Ferne kaum mehr sieht, dass es also weit weniger auffällt, als die ungezählten Bausünden an den Ufern des Sees. Uebrigens haben wir



Das Atelier Hermann Gattikers in Rüslikon. — 1:400.

einleitend an die gleichaltrigen Olbrichbauten erinnert. Es wird niemand Olbrichs bahnbrechende Verdienste um die moderne Architekturentwicklung bezweifeln wollen. Trotzdem, glauben wir, würden manche Darmstädter Verschiedenes ihrer Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe heute gern gegen Gattikers Haus und Garten eintauschen. C. J.

Nekrologie.

† A. Lang. Wenige Monate nur sind verstrichen, seit wir Anfangs März dieses Jahres über den Rücktritt von Professor Arnold Lang von dem Lehrstuhl für Zoologie an der Eidg. Techn. Hochschule berichten mussten, womit er gleichzeitig auch seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich aufzugeben genötigt war. Seither hatte Professor Lang noch die Genugtuung, die Einweihungsfeierlichkeiten der neuen Universitätsbauten und des Biologischen Institutes in Zürich¹⁾ erleben zu können, deren erfolgreiche Förderung ihn in den letzten Jahren besonders stark in Anspruch genommen und ihm die ungeteilte Anerkennung und grossen Dank aller beteiligten Kreise eingetragen hat.

Die in seinem Befinden im Frühjahr eingetretene Besserung hatte leider nicht angehalten, und der allgemein geschätzte Lehrer und angesehene Gelehrte ist am 30. November seinem langwierigen Leiden erlegen, betrauert von der ganzen wissenschaftlichen Welt, die in ihm einen der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften verloren hat. Arnold Lang wurde am 18. Juni 1850 zu Oftringen im Kanton Aargau geboren. Nachdem er in Aarburg und auf dem Gymnasium zu Aarau die nötige Vorbildung erlangt hatte, wandte er sich zunächst in Genf und dann in Jena unter C. Haeckel dem Studium der Naturwissenschaften zu. Das Verhältnis vom Lehrer zum Schüler wandelte sich dabei in eine bleibende Freundschaft um. Im März 1876 promovierte Lang, nachdem er seine Studien von 1874 bis 1876 auf Reisen an die Nordsee, nach dem Mittelmeer und nach den Scilly-Inseln ergänzt hatte, in Jena magna cum laude zum Dr. phil., und habilitierte sich hierauf in Bern, wo er während drei Semestern über allgemeine Zoologie und Entwicklungslehre las. Im Jahre 1878 trat er in die von Dohrn in Neapel errichtete Station zur Erforschung der Meeresfauna ein, an der er bis 1885 gearbeitet hat, und wo er sein grundlegendes Werk über die Polycladen des Golfes von Neapel veröffentlichte. Im Jahre 1885 berief ihn Haeckel nach Jena, als Mitarbeiter in seinem Laboratorium, und empfahl ihn 1886 als Professor für Phylogenie. Als solcher hat Lang eine angesehene Stellung eingenommen, bis ihn 1889 die beiden Hochschulen nach Zürich beriefen, wo der bereits berühmt gewordene Gelehrte seine Pläne zur Reife bringen konnte, wo aber auch — wie Professor Dr. Hescheler an der Gedächtnisfeier in der Aula der neuen Universität hervorhob — der in seine Heimat zurückgekehrte Sohn der Schweiz, dem Lande, das ihm das Leben gab, in tausendfältiger Weise den Dank abgestattet hat.

Ausser dem bekannten Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Tiere, das mehrere Auflagen erlebte, hat er uns vor Allem das monumentale Werk „Die experimentelle Vererbungslehre in der Zoologie seit 1900“ hinterlassen, dessen erster Band vor seinem Tode erschien, während zu der zweiten Hälfte leider nur die, allerdings mächtig geförderten Vorarbeiten vorliegen.

† Robert Glutz. Nach längerem Leiden starb in seiner Vaterstadt am 3. d. M. Kreisförster Robert Glutz-Graff im Alter von nur 42 Jahren. Zu Solothurn am 12. August 1873 geboren, bezog er mit der Maturität der Kantonsschule Solothurn im Herbst 1894 die Eidgen. Technische Hochschule, an deren forstwirtschaftlicher Abteilung er 1898 das Diplom erwarb. Nach vorübergehender Tätigkeit als Forstadjunkt in Solothurn wurde er im Jahre 1901 als Assistent an die Eidgen. Zentralanstalt für das forstliche Versuchswesen in Zürich berufen. Diese Stelle versah er, bis ihn 1908 sein Heimatkanton als Kreisförster des ersten solothurnischen Forstkreises anstellte. Nebst gründlicher Fachkenntnis zeichnete Glutz eine grosse Zuverlässigkeit und eine von Wohlwollen getragene vornehme Gesinnung aus. Bei seinen Kameraden und Freunden bleibt er in bestem Andenken.

Miscellanea.

Elektrische Automobilstrecken mit Oberleitung. Die Zweckmässigkeit des elektrischen, durch oberirdische Stromzuführung gespeisten Automobils als Verkehrsmittel für Gegenden, die nur einen schwachen Verkehr aufweisen, ist eine heute nicht mehr umstrittene Frage. Eine Voraussetzung für die Wirtschaftlichkeit solcher Automobilstrecken ist aber eine Stromlieferung zu niedrigen Kosten. Da die bisher ausgeführten Strecken, von denen einzelne in dieser Zeitschrift gewürdigt worden sind²⁾, alle mit Gleichstrom gespeist werden, kleinere Elektrizitätswerke aber meist nur imstande sind, elektrische Energie als Wechselstrom abzugeben, erheischte manche Anlage die Einrichtung einer besonderen Umformerstation. Die Ausbildung eines elektrischen Automobils mit Wechselstrommotor darf daher als ein wichtiger Fortschritt bezeichnet werden.

¹⁾ Siehe unsern Bericht und Darstellungen in Bd. LXIII, S. 201, 221, 247 u. 357.

²⁾ Siehe Band LVI, Seite 261 und Band LXI, Seite 91.